

2 Identitätsentwicklung

2.1 Grundsätzliches Verständnis

Obwohl oder gerade weil es zur Identitätsforschung vielfältige Untersuchungen mit einem ebenso breiten Erkenntnispektrum gibt, in denen die Fragen danach, was Identität ist, wie sie sich entwickelt, ob eine Person sich aus einer oder mehreren Identitäten zusammensetzt, was an Identität sozusagen fix ist und was sich verändert und wie Identität sich in der Spannungsfeld zwischen der einzelnen Persönlichkeit und dem sozialen Umfeld konstituiert (vgl. Petzold, 2012, S. 9f), versucht werden zu beantworten, kommt Gisela Steins zu folgendem Schluss:

„Die wissenschaftlichen (...) Antworten unterscheiden sich beträchtlich hinsichtlich der Dimensionen Permanenz und Veränderung sowie Einheit und Verschiedenartigkeit von Identität. Das Beste, was in Hinblick auf die Erkenntnis von Identität erreicht werden kann, scheint eine Reflexion zu sein, eine andauernde Suche nach einer Wahrheit, die möglicherweise nicht endgültig oder vollständig erfasst werden kann. Es erscheint mir daher notwendig, Zweifel und Unsicherheit an eigenen Identitätsauffassungen zu entwickeln“ (Steins, 2008, S. 28).

Gisela Steins weist auf die Heterogenität der Konzepte zu Identitätsbildungsprozessen in der Wissenschaft hin und beantwortet dies damit, einen offenen Zugang zu wählen, der Vielfalt zulässt, die dem Menschen in seiner Lebendigkeit mehr entsprechen mag als eine Diskussion über ‚das falsche‘ bzw. ‚das richtige‘ Konzept und den Versuch, menschliche Entwicklung in eine solche Folie hinein zu pressen. Damit drückt sie das aus, was im aktuellen Diskurs um die Frage, was Identität sei bzw. ob der Begriff überhaupt noch zeitgemäß sei, eine durchaus weit verbreitete Position ist.

Im Hinblick auf die Diskussion, ob der Begriff der Identität an sich überhaupt noch adäquat in der heutigen Zeit ist, weisen einige AutorInnen darauf hin, dass sich hinter dieser Fragestellung eine ganz andere verberge, nämlich die nach dem Ringen um Autonomie bzw. um die Balancierung der Pole Autonomie und Abhängigkeit bzw. Unterwerfung (vgl. Straub / Renn, Quante, 2002).

Da ich mich entschieden habe, das Konzept ‚Identität‘ für diese Arbeit zu verwenden, weil ich es als Grundlage zum Verständnis von biographischer und

persönlicher Entwicklung von Menschen als hilfreich empfinde, möchte ich im Folgenden einige Denkrichtungen vorstellen, die Essenzen dessen vermitteln, worum es in der Postmoderne in Bezug auf Fragen rund um Identitätsentwicklung geht.

Heiner Keupp hat mit seinem Team bereits 1999 für den Untertitel einer umfassenden Untersuchung zur Identitätsentwicklung bei jungen Erwachsenen die Formulierung „Patchwork der Identitäten“ gewählt, die auf großen Anklang gestoßen ist (vgl. Keupp u.a., 1999, S. 294) und die obige Beschreibung von Gisela Steins sinngemäß kurz zusammenfasst. Identitätsarbeit bedeutet nicht mehr, so äußert sich Keupp noch 10 Jahre später, im Großen und Ganzen als Erwachsener die Frage ‚wer bin ich?‘ abschließend beantworten zu können, sondern

„die Arbeit an der eigenen Identität wird zu einem unabschließbaren, lebenslang andauernden und sich fortsetzenden Projekt. Fertige soziale Schnittmuster für die alltägliche Lebensführung verlieren ihren Gebrauchswert. Sowohl die individuelle Identitätsarbeit als auch die Herstellung von gemeinschaftlich tragfähigen Lebensmodellen unter Menschen, die in ihrer Lebenswelt aufeinander angewiesen sind, erfordert ein eigenständiges Verknüpfen von Fragmenten. Bewährte kulturelle Modelle gibt es dafür immer weniger. Die roten Fäden für die Stimmigkeit unserer inneren Welten zu spinnen wird ebenso zur Eigenleistung der Subjekte wie die Herstellung lebbarer Alltagswelten. Menschen in der Gegenwart brauchen die dazu erforderlichen Lebenskompetenzen in einem sehr viel höheren Maße als die Generationen vor ihnen“ (Keupp, 2010, S. 7).

Bereits in dem oben genannten Projekt, 10 Jahre zuvor, arbeiteten Keupp u.a. heraus, dass für die Identitätsarbeit die Qualitäten Kohärenz und Anerkennung wesentlich sind. D.h. zum einen geht es für die Menschen darum, Zusammenhänge und Zusammenhängendes, Verbindungen und Verbindendes zu finden. Zum anderen geht es darum, Anerkennung im Sinne von Zugehörigkeit und eines stabilen sozialen Netzes zu finden. Diese Anerkennung muss erarbeitet werden, sie ist eine Eigenleistung des Subjekts.

Als Pionier zur Herausarbeitung dieser Qualitäten und Zusammenhänge für eine gelingende Identitätsentwicklung ist George Herbert Mead zu nennen, der die theoretischen Grundlagen zum symbolischen Interaktionismus entwickelt hat.⁸

⁸ George H. Mead (1863-1931), Sozialphilosoph und Sozialpsychologe. Sein Schüler Herbert Blumer (1900-1987) entwickelte aus Meads theoretischen Annahmen die Schule des ‘symbolischen Interaktionismus’. Darin wird postuliert, dass Identitätsentwicklung und Sozialisationsprozesse immer andere Menschen brauchen, es sind somit soziale Prozesse. Über Kommunikation findet Symbolisierung statt, d.h. ein Lernprozess der Bedeutungsbildung. Des weiteren sind in

Für Lothar Krappmann gilt es vier Qualitäten zu entwickeln, die für die Identitätsbildung wesentlich sind. Als erstes nennt er die Fähigkeit, sich der Übernahme von Rollen bzw. sich des Handelns in und aus einer Rolle bewusst zu sein und sich davon distanzieren zu können. In der Abgrenzung von den Rollen kann eine Ich-Identität entwickelt werden. Der zweite Faktor ist Empathie als kognitive Fähigkeit. Dabei geht es darum, Erwartungen eines Gegenübers wahrnehmen und übernehmen zu können. Die dritte Qualität ist die Ambiguitätstoleranz. Damit ist die Kompetenz der psychischen Verarbeitung von externen, zum Teil widersprüchlichen oder sich widersprechenden Erwartungen an eine Person gemeint. Viertens benennt er die Identitätsdarstellung. D.h. es ist einer Person möglich, die übernommene Rolle symbolisch über Sprache, Mimik, Gestik u.ä. auszudrücken (vgl. Krappmann, 1969, S. 132-155).

Hilarion Petzold weist zudem darauf hin, dass die „transversale Moderne“ (Petzold, 2012, S. 12) geprägt ist von einer

„Umbruchsdynamik“ (ebd.), in der von den Menschen „massive Veränderungsleistungen gefordert werden: als aktuelle Bewältigungsleistungen (**coping**) oder als ‚Entwicklungsaufgaben‘, die das Ausbilden von neuen ‚*Identitätsstilen*‘ (**creating**) erforderlich machen“ (ebd., Hervorh. i. Orig.).

Seiner Einschätzung nach sind die

„sozialen Zusammenhänge und Lebenslagen [sind] heute vielfach prekäre ‚*Identitätsmatrizen*‘ geworden, unter anderem auch, weil viele Menschen in ihren Sozialisationen nicht adäquat ausgestattet wurden, ihre *Identitätsarbeit* unter diesen veränderten Bedingungen erfolgreich zu leisten, *Identitätskrisen* zu meistern und *Identitätsprojekte* zu realisieren. In akzelerierten und globalisierten, postmodernen Veränderungsdynamiken sind die Prozesse der **Identitätskonstruktion** prekär geworden (ebd., S. 12f.; Hervorh. i. Orig.).

Petzold sieht, dass die Verantwortung für die oft eher kritisch verlaufende Identitätsarbeit im Schwerpunkt dem Individuum zugemutet wird, was aus seiner Sicht jedoch eine Fehlleistung ist, da es sich letztlich um gesellschaftliche und damit auch um politische Fragen handelt, die nur auf dieser Ebene adäquat zu beantworten sind. Dazu noch einmal Petzold selbst:

„Man verbleibt offenbar lieber bei vermeintlich individualisierbaren Lösungen für Probleme, die indes weitgehend im kollektiven Raum zu verorten sind und deshalb po-

dieser Schule wesentlich für die Identitätsentwicklung 'signifikante Andere'; diese kennzeichnet eine bestehende emotionale Beziehung, kontinuierliche Interaktion sowie eine Machtposition. Schon im 'symbolischen Interaktionismus' wird vertreten, dass Identitätsentwicklung ein lebenslanger Prozess ist, der von den Menschen gestaltet und verantwortet wird, allerdings immer in Kommunikation mit der Gesellschaft, in der sie leben.

litisch verantwortliches Handeln erforderlich machen würde, um die Fragen nach der Humanität, Freiheit und Gerechtigkeit, der Repressivität und Unmenschlichkeit von Gesellschaften bewusst und aktiv anzugehen und verantwortlich mit zu gestalten“ (ebd. S. 15).

Bernadette Müller schlägt die Differenzierung von zehn „sozialen Teil-Identitäten“ (Müller, 2011, S. 17) vor, in denen die Trennung von individueller Identität und gesellschaftlichen Einflüssen aufgehoben ist. Sie geht davon aus, dass sich systemische Faktoren in jeder Person abbilden und Einfluss nehmen auf die Identitätsentwicklung. Sie benennt als soziale Teil-Identitäten folgende Bereiche: Familie, Beruf, Nationalität, Ethnie, Politik, Region, Religion, Schicht, Geschlecht und Alter (vgl. ebd.).

Michael Buchholz äußert sich in der Weise, dass eine „Verschiebung des theoretischen Bezugssystems von der individuellen ‚Tiefe‘ zur interpersonellen Bezogenheit“ (Buchholz, 2012, S. 325) stattgefunden hat, in deren Folge „Identität () vielmehr prozessual in lokalen Interaktionen generiert“ (ebd.) wird. Es gibt jedoch auch „an der täglichen Oberfläche der Mikrostruktur unserer Interaktionen und Konversationen“ (ebd.) Bestätigungen von Identität. Buchholz spricht hier von „beobachtbarer Geschichte“, die „unbewusst verläuft und den Selbstaufbau bestimmt“ (ebd.).

2.2 Identitätsentwicklung über die Lebensspanne

Auf die Frage, wie Identitätsentwicklung über die gesamte Lebensspanne geschieht, möchte ich im Folgenden eingehen. Dazu wähle ich als Vorschlag zur Beschreibung dieses Prozesses das Konzept von Erik H. Erikson, auf das sich nach wie vor viele wesentliche Theorien zur Identitätsentwicklung beziehen bzw. dieses als Grundlage für zeitgemäßere Weiterentwicklungen dient. Erikson bindet Religiosität in seine Theorie ein und dies ist im Zusammenhang mit dieser Untersuchung wesentlich. Aber auch kritische Aspekte in Bezug auf Eriksons Konzept sollen benannt werden. Anschließend wende ich mich der Identitätsentwicklung in der Gegenwart, der Postmoderne, zu. Hier geht es insbesondere um die Veränderungen im Vergleich zur Moderne und um die Frage, wie diese sich auf den Lebenszyklus der Menschen auswirken. Hier werde ich u.a. Bezug nehmen auf ein spezielles Identitätsmodell, das aus der psychotherapeutischen Praxis der tiefenpsychologisch orientierten LeibtherapeutInnen Gabriele Frick-Baer und Udo Baer entstanden ist, die in der Tradition von Fritz Pearls, Hilarion Petzold, aber auch von George H. Mead stehen und auf die Hirn- und Säuglingsforschung Bezug nehmen.

2.2.1 *Das Identitätskonzept von Erik H. Erikson*

Erik H. Erikson (1902-1994) emigrierte als deutscher Jude 1933 in die USA. Er hatte sich in Wien zum Psychoanalytiker ausbilden lassen und konzentrierte sich als erster Psychoanalytiker auf die Behandlung von Kinder und Jugendlichen in den USA. Er führte Freuds Phasenmodell der psychischen Entwicklung des Menschen fort und entwickelte es deutlich weiter. Maßgeblich sind hier seine Erkenntnisse dahingehend zu nennen, dass zum einen Persönlichkeitsentwicklung nicht mit dem Kindesalter abgeschlossen und irreversibel ist, sondern die Phasen von Pubertät und Erwachsenenalter weitere, neue Entwicklungsmöglichkeiten bieten. Zum anderen geht Erikson auf die Einbindung des sozialen Umfeldes und damit auf die Haltung, dass Identitätsentwicklung ein systemischer Prozess ist, an dem andere Menschen aktiv beteiligt sind, ein und anerkennt, dass sich Menschen ein Leben lang entwickeln (vgl. Buchholz, 2012. S. 302). Noch heute gilt Eriksons Ansatz als grundlegend für viele Theorien zur Beschreibung des menschlichen Lebenszyklus.

Erikson hat ein Stufenmodell von acht Entwicklungsphasen mit einem jeweils dominierenden polaren Themenfeld über den gesamten Lebenszyklus entwickelt. Dieses psychosoziale Entwicklungsmodell steht neben seinem Konzept zur Ich-Entwicklung, in dem er formuliert, dass die Ich-Entwicklung in der Adoleszenz in die Identitätsentwicklung mündet. Auf jeder Stufe des lebenslang angelegten psychosozialen Konzepts geht es darum, einen Konflikt zu bewältigen, woraus sich bei einem gelingenden Prozess eine zu dem Thema zugehörige Tugend entwickelt.

Die im ersten Lebensabschnitt, auch als orale Phase benannt, zu bewältigende Anforderung benennt Erikson mit der Polarität von Urvertrauen versus Urmisstrauen. Die zugehörige Tugend ist die Hoffnung.

Die zweite anale Phase fordert die Auseinandersetzung mit dem Konflikt Autonomie versus Scham und Zweifel und fördert die Entwicklung des Willens.

Anschließend in der Phase der infantilen Genitalität geht es um die Herausbildung von Entschlusskraft. Der mit dieser Phase einhergehende Konflikt lautet Initiative versus Schuldgefühl.

Die Latenzperiode, die vierte Phase, fördert durch die Bewältigung der Spannung von Leistung versus Minderwertigkeitsgefühl die Tugend der Kompetenz.

Mit der fünften Phase, der Adoleszenz, ist die Kindheit abgeschlossen. In dieser Entwicklungsperiode geht es um den Konflikt Identität versus Identitäts- bzw. Rollenkonfusion. Die zu entwickelnde Stärke ist die Treue.

Das frühe Erwachsenenalter, die sechste Phase, fördert durch die Bewältigung der konflikthaftern Spannung zwischen Intimität und Isolierung die Liebe.

Das reife Erwachsenenalter schließlich stellt die Pole Generativität versus Stagnation in den Vordergrund. Die zu bildende Tugend ist die Fürsorge.

In der achten Phase, dem Alter, geht es um Integrität versus Verzweiflung mit der Bildung von Weisheit als zugehörige Tugend.

Die acht Stadien der menschlichen Entwicklung nach Erik Erikson noch einmal zusammengefasst sind:

- Säuglingsalter: Urvertrauen gegen Misstrauen
- Kleinkindalter: Autonomie gegen Scham und Zweifel
- Spielalter: Initiative gegen Schuldgefühle
- Schulalter: Werksinn gegen Minderwertigkeitsgefühl
- Adoleszenz: Identität gegen Identitätsdiffusion
- Frühes Erwachsenenalter: Intimität gegen Isolierung
- Erwachsenenalter: Generativität gegen Selbstabsorption (= unfruchtbare Beschäftigung mit sich selbst)
- (Spätes) reifes Erwachsenenalter: Integrität gegen Lebenskekel.

Identitätsbildung beginnt nach Erikson mit der Adoleszenz. Dieser Prozess stellt die letzte Stufe der Ich-Entwicklung dar und begleitet den Menschen über das gesamte weitere Leben. Unter Identität versteht Erikson

„...sich mit sich selbst – so wie man wächst und sich entwickelt – eins fühlen; und es heißt ferner, mit dem Gefühl einer Gemeinschaft, die mit ihrer Zukunft wie mit ihrer Geschichte (oder Mythologie) im reinen ist, im Einklang zu sein“ (Erikson, 1975, S. 29).

An anderer Stelle pointiert er die Gegenüberstellung der Pole des individuellen und des gesellschaftlichen Aspekts noch klarer und nimmt die Idealisierung, die er in der Formulierung „im Einklang zu sein“ einfließen lässt, heraus und bezeichnet Identität als „sowohl ein dauerndes inneres Sich-Selbst-Gleich-sein [als auch] ein dauerndes Teilhaben an bestimmten gruppenspezifischen Charakterzügen.“ (Erikson in: Sökefeld, 2012, S. 39).

Zur Ich-Entwicklung gehören lt. Erikson weiterhin die Introjektion, das Aufnehmen des Bildes einer Bezugsperson, mit der eine sichere Bindung besteht, sowie die Identifikation. Jedoch führt erst die Identitätsentwicklung zu einer gesunden Persönlichkeit, die Erikson wie folgt beschreibt:

„Die Verbindung von Fähigkeiten, die in ferner Vergangenheit gründen, mit Möglichkeiten, die in der Gegenwart erahnt werden; eine Verbindung von vollkommen unbewussten, im individuellen Wachstum entwickelten Voraussetzungen mit sozialen Bedingungen, die im wechselvollen Spiel der Generationen geschaffen und verändert wurden“ (ebd., 1975, S. 14).

2.2.2 Kritik am Identitätskonzept von Erik H. Erikson

Erik H. Eriksons Identitätskonzept bietet nach wie vor eines der zentralen Grundlagenmodelle für die Entwicklung der Identität von Menschen über die Lebensspanne mit zeitgemäßen modifizierten Weiterentwicklungen. Allerdings scheiden sich in der Auseinandersetzung und Positionierung bzgl. der Anerkennung der Bedeutung seiner Leistung an der einen und anderen Stelle die Geister. Ich möchte sein Konzept als einen Vorschlag nehmen und im folgenden Abschnitt auf kritische Punkte eingehen.

Juliane Noack fasst zusammen, dass VertreterInnen seiner eigenen Zunft, also die der PsychoanalytikerInnen, Erik H. Eriksons Theorie als zu stark in Richtung des Einflusses des sozialen Umfeldes gedacht kritisieren. Andererseits wird Erikson die Loyalität gegenüber Freud vorgeworfen. Die Verhaftung im westlichen Wertesystem ist ein weiterer Kritikpunkt, ebenso die fehlende Auseinandersetzung mit der Geschlechter-Thematik. Aufgrund mangelnder Aufrichtigkeit in autobiographischen Fragen wird Eriksons grundsätzliche wissenschaftliche Qualität in Frage gestellt (vgl. Noack, 2010, S. 51). Michael Buchholz weist auf den „normativen Charakter“ (Buchholz, 2012, S. 302) seines Modells hin. Insa Fokken führt als weitere Kritikpunkte an, dass die empirische Grundlage für das Konzept Eriksons auf klinischen Fallstudien oder Biographien ‚berühmter Männer‘ beruhe, und ergänzend zu Noack kritisiert sie die Konzeption für weibliche Entwicklung über die Lebensspanne als sehr konservativ (vgl. Fokken, 2009, S. 159). Donata Pahnke macht auf verschiedene Polaritäten der Zuschreibungen von männlich-weiblich aufmerksam, die Erikson formuliert, die der fehlenden Unterscheidung zwischen Sex und Gender zu Grunde liegen (vgl. Pahnke, 1992, S. 85). Ebenso ist die Darstellung einer linearen Entwicklung zu hinterfragen, in der eine immer höherwertige Stufe anzustreben ist bzw. unter guten Bedingungen erreicht werden kann. Mit Ende der Adoleszenz sei so Erikson „ein stabiles Selbstgefühl erreicht, das nur unter besonderen Krisen noch verändert wird“ (Kraus, 2010, o. S.). Dem wird ein aktuelles Verständnis einer lebenslangen Herausforderung alltäglicher Identitätsarbeit entgegengesetzt, in dem kritischen Phasen als „konstitutiver Bestandteil der Identitätsarbeit“ im

Sinne eines „diskontinuierlichen Prozesses“ gelten (ebd.). Die psycho-soziale Entwicklung des Menschen mündet in Eriksons Konzept im reifen Erwachsenenalter in einer Stufe der Integrität, was zunächst durchaus nachvollziehbar und adäquat erscheint, wenn es im Sinne einer Orientierung gedacht ist, von der immer wieder auch abgewichen wird, ohne diese Bewegungen abzuwerten. Allerdings drückt sich diese Integrität bei ihm aus in der Übernahme von Führungspositionen „im politischen oder religiösen Leben, in der Wirtschaft oder in der Technik, im aristokratischen Lebensstil, in Kunst oder Wissenschaft“ (Erikson, 1975, S. 120). Diese Zuschreibung weist sowohl auf die Höherbewertung der Kultur und Bildungsschicht, der Erik Erikson selbst angehörte, als auch auf eine androzentrische Sicht hin. Ebenso ist sein Konzept so zu verstehen, dass jede weitere Entwicklungsstufe grundsätzlich höherwertiger ist und die Menschen sozusagen einem ‚Ideal-Ich‘ entgegenwachsen (vgl. Pahnke, 1992, S. 162f).

Durch die Veränderungen, die der Lebenszyklus sowohl in Struktur als auch Inhalten durch die Postmoderne erfahren hat, gilt es, die Theorie Eriksons grundsätzlich zu überprüfen und zu überarbeiten im Sinne einer zeitgemäßen Weiterentwicklung. Im folgenden Abschnitt möchte ich dem Konzept Erikson ein aktuelles, ebenfalls aus der Psychotherapieforschung entstandenes, hier der tiefenpsychologisch fundierten Psychotherapie, gegenüberstellen.

2.2.3 *Die Entwicklung der Identität nach Baer / Frick-Baer*

Die Entwicklung der Identität ist für diese AutorInnen ein prozesshaftes soziales Geschehen, in dessen lebenslangem Verlauf ein grundlegendes Empfinden (bei einem gesunden Menschen) von ‚das bin ich‘ bleibt, ohne dass diese Beschreibung, wenn man diese genauer betrachtet, fortwährend dasselbe meint.

Darüber hinaus meint dieses ‚das bin ich‘ noch mehr, es meint eine Einzigartigkeit im Sinne von ‚das bin nur ich‘. Lebenslange Entwicklung in Bezug auf die eigene Identität bedeutet ebenso, dass diese nicht durch die Kindheit(erfahrungen) endgültig determiniert ist.⁹

Das soziale Umfeld ist für die Entwicklung der Identität eine notwendige Voraussetzung. Dazu gehören neben dem engen sozialen Netz die Gesellschaft und die Kultur (vgl. Baer, 1996). Zur Entwicklung eines stabilen Identitäts-Empfindens braucht es also immer ein ‚Du‘, ein Anderes. Und dieses ‚Du‘ sollte

9 Allerdings meint hier Steins, „dass für die Entwicklung der Identität insbesondere zu einem frühen Alter der interaktive Austausch mit einer sozialen Umwelt die absolut notwendige Voraussetzung ist. Werden diese Jahre nicht genutzt, so sind die daraus entstandenen Defizite irreversibel und nur noch ‚kosmetisch‘ zu behandeln“ (Steins, 2008, S. 38).

nach Baer / Frick-Baer drei grundlegende Beziehungs-Qualitäten in einer wohlwollenden und respektvollen Weise auf körperlicher, seelischer und geistiger Ebene anbieten: Das *Nähren*, das *Spiegeln* und die Qualität des *Gegenüber* (*Tridentitätsmodell*). Das Ich selbst benötigt aber auch in seiner eigenen psychischen Struktur diese Qualitäten. Gibt es bei mindestens einem der beiden Beteiligten, also dem Ich oder Du oder in eine der beiden Richtungen Störungen, bedeutet dies eine Störung der Identität. Durch unterschiedliche Methoden im Rahmen dieses *Tridentitätsmodells* (vgl. Baer/Frick-Baer, 1996) kann die Biographie im Hinblick auf die jeweilige Identitätsentwicklung untersucht werden. Spezifische individuelle Muster und Phänomene können erkannt und benannt werden.

Ebenso gilt es, den sogenannten *inneren Ort der Bewertung*¹⁰ herauszuarbeiten, der gleichzeitig einen inneren Ort der Sicherheit darstellt. Er ist ein inneres Zentrum, das der jeweilige Mensch als leitend in Fragen nach den eigenen Fähigkeiten, Werten, Bedürfnissen und Grenzen wahrnimmt. Es gibt ein unterscheidendes Wahrnehmen dessen, was davon zum Ich gehört und was zum Du. Diese Fähigkeit zur Unterscheidung zwischen innen und außen und zwischen Vorstellung und Wirklichkeit, ist besonders wichtig auch im Hinblick auf die spirituell-religiöse Entwicklung eines Menschen. Hier geht es immer auch um Transzendenz, um Erweiterung der persönlichen Grenzen hin auf etwas die Person Übersteigendes. Nur Menschen mit einer stabilen Ich-Identität vermögen es, hinsichtlich spiritueller, religiöser Erfahrungen diese in ihre Persönlichkeit zu integrieren, ohne psychotisch zu werden. Auch die Entwicklung des *inneren Ortes der Bewertung* geschieht durch Beziehungserfahrungen mit anderen Menschen und ist sowohl grundlegend für die Identitätsentwicklung als auch ein Ergebnis derselben. Somit enthalten Lebensgeschichten, die immer das eigene Werden der Identität rückblickend nachvollziehen, durch die Informationen zu sozialen Kontexten, in denen sich der (in den Fällen in dieser Arbeit) erzählende Mensch bewegt bzw. bewegt hat, ebenso Informationen zur qualitativen Entwicklung der Identität. Udo Baer benennt zudem sechs Wirkfaktoren der Veränderung für die Entwicklung von Menschen:

„Die grundlegende Haltung, die gegenüber einem Menschen eingenommen wird, die leibliche Integration bzw. Desintegration, die Resonanz, die Tridentität, also die Interaktion im Nähren, Spiegeln und Gegenüber zwischen Personen und Lebenswelt, die Bedeutungen bzw. Bedeutungsveränderungen sowie die Bewältigungsstrategien von Krisen“ (Baer, 1999, S. 411).

10 Dieser Begriff wurde von Carl Rogers geprägt. Siehe dazu auch http://www.psychologie.uni-wuerzburg.de/i4pages/Tscheulin/Rogers_Begriffe.html#36.%20Ort%20der%20Bewertung, (abgefragt am 22.01.2011).

2.3 Identitätsentwicklung in der Postmoderne

Identitätsbildungsprozesse entstehen durch zwei Bewegungen: Der Mensch findet einzigartige Antworten aus seiner Individualität heraus, und er übernimmt Impulse, Projektionen und Erwartungen von seiner Umwelt. Bereits G.H Mead hat diese Begrifflichkeiten in seinem Identitätskonzept aufgegriffen und noch heute wird dieser Sicht Gültigkeit zugesprochen (vgl. Keupp, 1999, S. 6).

„Identität ist weitgehend eine narrative Konstruktion. Das zentrale Medium der Identitätsarbeit ist die Selbsterzählung. Damit meinen wir die Art und Weise, wie das Subjekt selbstrelevante Ereignisse auf der Zeitachse aufeinander bezieht und ›sich‹ und anderen mitteilt. Diese Selbsterzählungen werden von gesellschaftlich vorgegebenen Fertigpackungen ebenso beeinflusst wie von Machtstrukturen. Insofern sind Selbsterzählungen nicht einfach Ergebnisse kommunikativer Akte, sondern werden durch erzählerische Muster, medial verstärkte Metaerzählungen von Machtfragen geprägte Darstellungsmechanismen mit beeinflusst“ (ebd., S.216).

Keupp weist auf die besondere Bedeutung der narrativen Konstruktion als Medium zur Herstellung von Identität hin, (auf die ich an späterer Stelle ausführlicher eingehen werde) ebenso auf die zunehmende Relevanz von signifikanten Anderen. Diese gewinnt in einer gesellschaftlichen Situation, in der sich Strukturen lockern und sich die individuell zu leistende Identitätsarbeit verstärkt, an Einfluss. Zunehmend gilt es soziale Netzwerke in den Blick zu nehmen, denn grundsätzlich gilt „Menschen sind ohne ein Netzwerk an anderen Menschen, die sich über Sprache, körperliche und soziale Zuwendung begegnen, kaum überlebensfähig“ (Straus, 2008, o. S.). Durch soziale Netzwerke kann ein existenzielles Bedürfnis des Menschen im Hinblick auf die Herstellung von Identität erfüllt werden: Das Bedürfnis nach Anerkennung. Anerkennung beinhaltet drei Variablen: Wir bekommen Aufmerksamkeit, werden wahrgenommen oder gesehen; wir erfahren eine positive Bewertung durch signifikante Andere und wir bewerten die Bewertung der Anderen ebenfalls als positiv. Nur wenn diese drei Variablen in der beschriebenen Form erfüllt sind, kann Anerkennung hergestellt werden. Gegenspieler zu diesem durchaus komplexen und anspruchsvollen Prozess ist das Bedürfnis nach Selbstbehauptung des Subjekts. Da in der Postmoderne letzteres überbewertet wird, entsteht hier eine weitere Spannung, die in der Balancierung des konflikthaften Prozesses zwischen beiden Variablen bewältigt werden muss (vgl. ebd.). Und last but not least ist „Anerkennung ein knappes Gut“ (ebd., o. S.). D.h. es ist ein stetiges Bemühen erforderlich, um überhaupt Bedingungen zu erschaffen, die Anerkennung ermöglichen und in diesen fließt sie dennoch

Biographie – Religiosität – Bildung
Zur Identitätsentwicklung durch religiöse
Bildungsprozesse

Lorenz, A.

2016, XII, 242 S., Softcover

ISBN: 978-3-658-10825-0